Im warmen Nest.

Roman von E. von Winterfeld-Warnow.

Der Chef des Hauses Brachmann war gestorben. Der tüchtige, brave, gerade Mann, der so viele Ehrenämter im Kreise gehabt hatte, der so fest seinen Weg gegangen war, unbekümmert um Hemmungen irgendwelcher Art, oft rücksichtslos in seinem Urteil und doch immer mit einem Herzen voll Güte für andere — er hatte die Augen für immer geschlossen.

Ein Lebenswerk lag hinter ihm, das ihm reichlich die Arbeit und Aufopferung seines Lebens gelohnt hatte.

Ausgedehnte Ländereien, ein schöner Besitz, gehörten zu dem Hüttenwerk und der Sägemühle. Eine große Ziegelei war dabei und allerhand Landwirtschaft und Viehzucht.

Acht Kinder trauerten um ihn. Aber sie waren alle erwachsen. Nur die jüngste Tochter hatte die Backfischkleider erst vor kurzem ausgezogen.

Heute hatte man ihn zur Familiengruft auf dem Seefelder Friedhofe getragen, und ein großes Gefolge, fast die ganze Stadt, hatte dem allbeliebten und verehrten Mann die letzte Ehre erwiesen.

Nun sollte die Testamentseröffnung vor sich gehen. Gleich heute, solange noch alle Familienglieder beisammen waren. Morgen schon [illegible] das Leben sie wieder in alle Windrichtungen hinaus.

Eine Tochter war an einen Juristen verheiratet, der in Süddeutschland Amtsrichter war. Eine jüngere war die Frau des Großkaufmanns in der fernen Hansestadt. Ein Sohn war Marinearzt, und sein Beruf führte ihn wieder hinaus auf das weite Meer, ein anderer studierte noch als Ingenieur. Der Aelteste war in die Fußtapfen des Vaters getreten. Es war selbstverständlich, daß er einmal das Werk des Vaters übernahm.

So blieben noch die drei Töchter im Hause. Die Aelteste war ein ruhiges, freundliches Mädchen, die die Dreißig schon überschritten hatte. Sie war nicht schön, auch nicht häßlich, sehr gleichmäßig und sehr anspruchslos. Eigentlich wunderte sich niemand, daß sie nicht geheiratet hatte. Freilich hatte jeder sie lieb, aber man sprach nicht darüber. Es war so selbstverständlich, daß man Klara lieb hatte, denn sie half jedem. Sie war immer gut, immer hilfreich. Schon aus Dankbarkeit hatte man sie lieb.

Gilse war bedeutend jünger. Im Alter standen die beiden verheirateten Schwestern und der Marinearzt zwischen ihr und Klara. Gilse hatte alles, was der Schwester fehlte: Schönheit, Grazie, Anmut, Talente und Geist. Sie war eine blendende Erscheinung, die überall Bewunderung erregte.

Die dritte der drei „unbegebenen" Töchter, wie der Vater sie scherzend genannt hatte, war Trudel, der Backfisch, oder Gertrud, wie sie lieber heißen wollte. Denn sie war noch in dem glücklichen Alter, wo man gern älter sein möchte, wo man keine Kosenamen haben mag, da sie zu kindlich klingen. Es war das glückliche, sonnige Alter der sechzehn Lenze.

So verschieden die drei Brachmannschen Töchter äußerlich waren, so verschieden trugen sie auch den Schmerz um den Tod des Vaters. Klara war sehr blaß, sehr müde, aber sehr ruhig. Sie hatte die Pflege des Vaters fast allein auf sich genommen, und sie hatte noch jetzt das Gefühl, als müsse sie nach ihm sehen, für ihn denken. Dazu kamen die äußeren Pflichten für den teuren Toten, die Aufbahrung, die Beerdigung und die Besorgung des großen Haushalts, der jetzt noch mehr Arbeit erforderte durch die Kinder und die Schwiegerkinder, die als Trauergäste im Hause weilten.

Die Frau des ältesten Bruders, der schon bei Lebzeiten des Vaters auf der Klarahütte wohnte, die nur etwa zehn Minuten von dem Brachmannschen Wohnhause entfernt lag, hatte sich allerdings zur Hilfe angeboten. Aber Klara hatte das Gefühl, als gehöre auch das noch zur Pflege des Vaters, was zu seiner letzten Ehre geschah. Sie wollte es sich deshalb auch nicht gern nehmen lassen, sondern tat lieber alles selbst.

Gilse war in leidenschaftlichem Schmerz am Totenbett des Vaters zusammengebrochen. Sie kam von Berlin, wo sie sich eine Zeitlang zur Ausbildung ihrer Stimme aufgehalten hatte. Sie klagte die Schwestern, sie nicht rechtzeitig gerufen zu haben.

„Aber Vater hat es doch nicht gewollt!" sagte Klara immer wieder.

„So mußtest du es ohne Vaters Wissen tun!"

Dabei blieb sie.

Gertrud weinte wie ein Kind, heftig und bitterlich. Und wie ein Kind weinte sie sich abends in den Schlaf. Wenn dann Klara vor dem Schlafengehen noch leise mit dem Lichtchen ihr Bett trat, dann lag Trudel in tiefem Schlummer. An den Augenwimpern hing noch eine schwere Träne. Aber die Backen waren rosig angefärbt, die langen, blonden Zöpfe lagen halb gelöst auf den weißen Kissen. Um den Mund spielte ein Lächeln. Ein Kind war sie, ein liebliches, glückliches Kind, das im Traum allen Kummer und alle Trauer vergessen hatte.

Der Beerdigungstag hatte freilich Trudels Tränen von neuem reichlich fließen lassen. Wie ein verschüchtertes Vögelchen hatte sie Schutz bei der so viel älteren Schwester gesucht. Und Klara hatte ihr „Kleinchen" gestützt und gehalten und hatte darin selbst wieder Festigkeit und Halt gefunden. Jetzt suchte sie die „Kleine" überall. Sie sollte zur Testamentseröffnung kommen. Alle waren schon bereit. Man wartete nur noch auf die beiden Schwestern.

Klara fand Gertrud in ihrem kleinen Mädchenstübchen, wo sie, haltlos schluchzend, auf dem Bettrand hockte.

„Nein, Klara, ich komme nicht mit! Ich fürchte mich! Was soll ich da? Kein Mensch braucht mich — laßt mich doch hier!"

„Nein, Kleine, du mußt dabei sein. Es geht nicht anders. Wir müssen alle versammelt sein. Und nun eile dich, Justizrat Salburg wartet."

„Aber ich mag nicht, Kläre! So geh' doch allein! Papa hat doch nichts mehr davon, wenn ich dabei bin, und ihr braucht mich nicht!"

Sie schluchzte wieder laut auf.

„Sei doch nicht kindisch, Gertrud, und komm'!"

Wenn Klara Gertrud sagte, dann wurde sie ernst. Und es war merkwürdig, wie ernst die sonst so freundliche Schwester aussehen konnte.

Gehorsam stand Gertrud auf, wusch sich die Augen und nahm ein reines Taschentuch. Dann folgte sie der vorangehenden Schwester.

Als sie eintraten, warf ihr Schwägerin Eva einen bösen Blick zu. Und auch Amtsrichter Bergholz, der Mann ihrer Schwester Judith, sah mißbilligend herüber.

Das Zimmer machte einen feierlichen Eindruck. Im Halbkreise saßen die Geschwister mit ihren Ehegatten. Alle in tiefer Trauer. Justizrat Salburg, der alte Freund ihres verstorbenen Vaters, hatte sich ein kleines Tischchen vor seinen Platz stellen lassen.

Nachdem auch die beiden Schwestern sich gesetzt hatten, nahm er die Papiere zur Hand und sagte: „Daß ich den Inhalt dieses Testaments kenne, ist bei mir, als dem juristischen Freund und Beirat Ihres Vaters, selbstverständlich. Ich möchte aber auch gleich voranschicken, daß ich alle diese letztwilligen Verfügungen durchaus billige und in ihnen den trefflichen Verstand meines lieben Freundes Bachmann und sein goldenes Herz erkenne."

„Mein Gott, was war denn da eigentlich so groß zu testieren?" fragte Wilhelm, der Aelteste, etwas ungeduldig. „Die Sache liegt doch furchtbar einfach. Vater hat mich stets zu seinem Nachfolger bestimmt, da muß ich aber auch pekuniär so gestellt werden, daß ich die Werke halten kann. Das Barvermögen teilen sich die Geschwister."

„Vielleicht liegt die Sache doch ein wenig anders", bemerkte der Justizrat mit fast unmerklichem Lächeln. „Darf ich nun lesen?"

„Ich bitte!" klang die höfliche, aber steife Antwort.

Der Justizrat hatte die Brille aufgesetzt, entfaltete das Papier und begann:

„Meine geliebten Kinder!" — —

Bei dieser Anrede weinte Gertrud laut auf, so daß der Justizrat sich wieder unterbrechen mußte.

„Nimm dich zusammen, Gertrud!" sagte der Bruder streng.

Trudel ballte ihr Taschentuch zu einem Knäuel, hielt es an die Lippen und biß mit den Zähnen hinein, um sich zu beherrschen.

Der Justizrat hub wieder an: „Meine geliebten Kinder! Ihr werdet vielleicht denken, daß ein Testament zwischen Vater und Kindern nicht nötig ist. Aber ich möchte auch nach meinem Tode noch bestimmend in Euer Leben eingreifen. Und es ist wahrlich nicht Egoismus von mir. Jetzt, wo ich denken muß, daß mir der Tod nahe ist, jetzt kann ich es sagen, daß ich stets nur auf Euer Wohl bedacht war, daß ich nur für Euch gestrebt und gearbeitet habe. Ich meine auch, Ihr wißt und fühlt es selbst. So soll auch der Ausdruck meines letzten Willens, so Gott seinen Segen dazu gibt, nur für Euer Bestes sorgen.

Daß der Herr meine Arbeit gesegnet hat, wißt Ihr. Ich kann Euch sorgenfrei zurücklassen.

Ich komme nun zur Verteilung meiner irdischen Güter.

Da ist zuerst die Klarahütte. Daß sie den Namen nach meiner treuen, unvergeßlichen Frau, Eurer Mutter, trägt, wißt Ihr. Ich wünsche, daß der Name auch für später als Erinnerung an sie bestehen bleibt. Mein Sohn Wilhelm erbt die Klarahütte und die am Fluß gelegene Sägemühle. Das auf seinen Teil entfallende Barvermögen wird ihn instand setzen, die beiden Werke auf ihrer bisherigen Höhe zu halten."

Eine unwillkürliche Bewegung, die Wilhelm Brachmann gemacht hatte, ließ den Justizrat aufblicken.

„Und das andere?" wollte Wilhelm sagen. Ein Blick in des Justizrats ernstes Gesicht ließ ihn schweigen.

Der alte Herr fuhr fort:

„Meine beiden verheirateten Töchter Judith Bergholz und Annemarie Michaelsen erhalten je ein Vermögen von 120,000 Mark, wie ich es ihren Ehemännern bei der Verheiratung zugesagt habe. Dasselbe Vermögen bekommen Eberhard und Henning. Doch bestimme ich, daß Hennig vorläufig nur den Nießbrauch des Vermögens erhält, solange er noch Student ist. Er wird später besser verstehen, ein eigenes Vermögen zu verwalten. Mein treuer, alter Freund, Justizrat Salburg, wird auf meinen Wunsch die Verwaltung übernehmen.

Nun bleiben noch meine drei unverheirateten Töchter Klara, Gilse und Gertrud. Ihr Wohl liegt mir am meisten am Herzen. Ueber ihr künftiges Leben habe ich am längsten nachgedacht. Ihnen fehlt der natürliche Beschützer, und ich möchte nicht, daß sie vielleicht ohne Liebe eine Ehe eingehen, oder daß sie sich als überflüssige Tanten bei den Geschwistern herumdrücken. Vor allem will ich, daß ihr Leben einen Inhalt haben soll, einen Zweck und ein Ziel. Heiraten sie später noch, so steht dem nichts entgegen. Aber sie sollen nicht darauf angewiesen sein. Ich will ihnen ein eigenes, warmes Nest gründen, und sie sollen weiter daran bauen, das ist mein Wunsch und mein Wille.

So bestimme ich, daß Klara, Gilse und Gertrud gemeinsam die Ziegelei erben" — —

Ein Aufschrei, wie Erschrecken, unterbrach den Lesenden. Doch fuhr er nach sekundenlanger Pause fort:

„Sie erben ferner gemeinsam das elterliche Haus samt Garten, Wiesen, lebendem und totem Inventar. Doch sollen sie für die anderen Geschwister stets zu kürzeren Besuchen das Haus offen halten. So bleibt der Zusammenhang zwischen den Geschwistern gewahrt, der sonst so leicht nach dem Tode der Eltern aufhört.

Heiratet eine von ihnen, so ist ihr, wenn es ohne Gefährdung der Ziegelei geschehen kann, ihr Erbteil auszuzahlen.

Die Aktiva und Passiva wird ihnen Justizrat Salburg klarlegen, ihnen auch für den Anfang mit Rat und Tat beistehen. Im geschäftlichen Betriebe finden sie Hilfe an meinem braven, zuverlässigen Ziegler Thieme und für die landwirtschaftlichen Fragen an dem Statthalter Wilkens.

Meiner lieben Schwiegertochter Eva bestimme ich den Familienschmuck meiner seligen Frau. Sie trägt jetzt als Frau den Namen Brachmann und soll den Schmuck später auf ihr Kind, meine älteste Enkelin Elfriede, vererben.

Und nun, meine geliebten Kinder, hoffe ich, daß ich Euch allen meinen Wunsch und Willen klar dargelegt habe. Wollt Ihr noch Aufklärung über einiges, so wendet Euch an Salburg. Solltet Ihr aber vielleicht erstaunt sein über meine Bestimmungen, so hoffe ich doch, daß Ihr Euch alle ihnen gern und willig fügt."

Diese Worte las der Justizrat mit erhobener Stimme, und sein Blick flog für einen kurzen Moment zu Wilhelm Brachmann hinüber.

„Und nun nehmt zum Schluß noch meinen väterlichen Segen. Keiner von Euch hat mir Anlaß gegeben zu ernstlicher Unzufriedenheit, zu wirklichem Kummer. Von einigen habe ich nur Freude erfahren. Gott segne Euch dafür! — — Lebt in meinem Sinne weiter und vergesset nie

Euren treuen Vater
W. Brachmann.

Klarahütte, den 16. Juli 1906.

Der Justizrat ließ die Hand mit dem Papier sinken. Er nahm die Brille ab und machte sich dann mit einer Mappe zu schaffen, der er weitere Papiere und Urkunden entnahm. Sichtlich wartete er, wartete auf eine Aeußerung von seiten seiner Zuhörer.

Aber keiner sprach ein Wort.

Klara, die allzeit beherrschte Klara, weinte still. Gilse saß mit zusammengepreßten Lippen, indes Gertrud ein Bild völliger Fassungslosigkeit, völligen Nichtverstehens bot.

Eva wechselte einen raschen Blick mit ihrem Mann.

(Fortsetzung folgt).

Die Fahrpreise im Jahre 1839 bei der Eröffnung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn stimmen mit den jetzigen noch so ziemlich überein. So kostete die Fahrt von Leipzig nach Dresden zu der damaligen Zeit in der ersten Klasse drei Taler, in der zweiten Klasse zwei Taler und in der dritten Klasse ein Taler sechs Groschen. Jetzt kostet dieselbe Strecke in der ersten Klasse 9.10 M., in der zweiten Klasse 5.80 M. und in der dritten Klasse 3.70 M.

Das Schwarze unter den Nägeln ist zumeist nicht „Schmutz" im gewöhnlichen Sinne, also von außen abgelagert, sondern die Schwarzfärbung ist auch wohl meist eine Folge des Schwefelgehaltes der vom Nagel abgestoßenen Hornzellen.

Der Familientag.

Skizze von Ilse-Dore Tanner.

Der Geheime Regierungsrat Bernhard Schlinkwitz ließ mehrmals seinen weichen, graumelierten Spitzbart durch die wohlgepflegte Linke gleiten, während seine scharfen, grauen Augen die gesamte Tafelrunde noch einmal wie prüfend überflogen, ehe er seine Rede anhub.

Alle Augen hingen an ihm, dem Oberhaupt der Familie, und es war so still, daß man die berühmte Stecknadel hätte zu Boden fallen hören.

„Liebe Verwandte," begann er mit wohllautender Stimme, „mit hoher Freude heiße ich euch heute zum zehntenmal auf dem Familientag der Familie Schlinkwitz willkommen, und wie ich mit Genugtuung feststellen kann: es sind alle vollzählig erschienen, die sich der Familie Schlinkwitz zurechnen dürfen, und zum erstenmal sehen wir heute auch die Witwe unseres lieben Vetters Berthold Schlinkwitz und ihre Kinder unter uns.

Hier machte der Geheimrat eine kleine Pause, und seine Augen hefteten sich für einen Augenblick auf die kleine, schmächtige Frauengestalt im altmodischen schwarzen Seidenkleide, die bei seinen Worten heftig errötet war und in tötlicher Verlegenheit so etwas wie eine kleine Verneigung machte, und gingen dann weiter zu Grete Schlinkwitz, der hübschen, jungen, etwas bleichen Lehrerin, die zwischen dem Leutnant Bernd und dem Referendar Walter Schlinkwitz saß, und zu Fritz Schlinkwitz, dem langen Sekundaner, der ganz am unteren Ende der Tafel seinen Platz gefunden hatte. Und der Geheimrat sprach weiter von all den Vorzügen der Familie Schlinkwitz, von dem Glück, ihr angehören zu dürfen, „und wenn wir auch keine adlige Familie sind," sagte er, „so dürfen wir uns wohl rühmen, adlige Gesinnung zu pflegen. Bei uns gilt der Grundsatz: „Alle für einen und einer für alle", den wir hauptsächlich auch der jüngeren Generation einprägen wollen, daß er ihr in Fleisch und Blut übergeht; und daß der Familienrat es als seine vornehmste Aufgabe betrachtet, ein Hort der Witwen und Waisen zu sein, das wißt ihr alle, die ihr hier am Tische sitzet," und er verbreitete sich weiter über dieses Thema, sagte, daß es einer der Zwecke des Familientages sei, wichtige Angelegenheiten, Nöte und Sorgen der Familie auf ihm zu besprechen.

Frau Marie aber, der Witwe Berthold Schlinkwitz', liefen unaufhaltsam die Tränen über das vergrämte Gesicht. Hätte sie das geahnt, dieses Familiengefühl, diese Güte und Liebenswürdigkeit! Längst schon hätte sie dann ihre Schüchternheit überwunden und wäre zum Familientag hergefahren, die Vorteile hätten die Kosten der Fahrt ausgeglichen. Wie gut, daß sie Gretes wegen nach Berlin ziehen und so schlechterdings hingehen mußte. Wie viel Sorgen, wie viel Kummer und schlaflose Nächte wären ihr erspart geblieben, wenn sie sich unter den Schutz des Familienrats gestellt hätte.

Und während der Geheimrat unter allgemeiner Rührung damit schloß, daß man auch weiterhin Stab und Stütze der Schwachen und Bedrängten in der Familie sein und treu zusammenhalten wolle, was auch immer kommen möge, dachte sie flüchtig daran, wie unbegreiflich es sei, daß ihr Mann in fast gar keiner Verbindung mit den Schlinkwitzens geblieben war.

Sie wußte nicht, daß Berthold Schlinkwitz von jeher so etwas wie ein Schandfleck gewesen. Er war zweimal durchs Abiturium gefallen, was seit Menschengedenken nicht in der Familie vorgekommen, und dann hatte er nicht einmal Offizier werden oder als Volontär auf Onkel Gustavs Landgut eintreten wollen, sondern er hatte Schreiberdienste auf einer Redaktion getan und nebenbei überspannte, törichte Gedichte gemacht, die erstaunlicherweise gedruckt wurden. Aber merkwürdigerweise schien ihm das Schreiben — er schrieb auch Prosasachen — etwas einzubringen, denn niemals hatte er die Verwandtschaft angepumpt. Und dann heiratete er ein Mädchen ohne Familie, eine Telephonistin, was auch noch niemals bei den Schlinkwitzens vorgekommen war, und als er nach fünfzehnjähriger Ehe starb, hinterließ er den Seinen nichts, weder Vermögen noch Titel noch Verbindungen.

Und seine Witwe und seine beiden Kinder waren nun heute zum erstenmal der Einladung zum Familientag gefolgt.

Nach Tisch, als man sich in die Nebenräume des eleganten Hotels verteilte, die Jugend ein Tänzchen wagte, und die älteren Herren rauchten, saß Frau Marie verlassen in einer Ecke. Sie war etwas müde von dem guten Essen und den schweren Weinen, an die sie nicht gewöhnt war, und sie wagte auch nicht, eine der imposanten, juwelengeschmückten Cousinen anzusprechen. So mußte sie warten, ob sich jemand um sie kümmern würde.

Und wirklich, es dauerte nicht lange, so kam das Oberhaupt der Schlinkwitze, der Geheimrat Bernhard, durch den Saal und setzte sich neben sie.

„Ich freue mich, Sie heute zum erstenmal auf unserem Familientag begrüßen zu dürfen, Frau Cousine," sagte er freundlich, „ich hoffe, daß Sie ihm nun immer beiwohnen werden."

„O ja, ja so gerne," sagte Frau Marie und wurde rot vor Freude. „Sie glauben ja nicht, wie schwer es ist für eine Witwe, so ganz allein zu stehen, niemand zu haben, an den sie sich um Rat wenden kann."

Sie sah den Geheimrat wie fragend an, aber er schwieg und ließ nur seinen schöngepflegten Spitzbart durch die mit einem großen Solitär geschmückte rechte Hand gleiten.

Da fuhr sie schüchtern, beinahe stotternd fort, während ihr Herz vor Angst klopfte:

„Sie werden es mir nicht übel nehmen, lieber Vetter, wenn ich gleich jetzt die Gelegenheit ergreife, um Ihnen eine Bitte vorzutragen. Ich — Grete ist ja nun angestellt und versorgt, aber bei ihrer Ausbildung ist fast alles draufgegangen, was mein guter Mann mir hinterlassen hat, und Fritz ist noch Schüler — da dachte ich, weil ich jetzt nämlich meine Schwester bei mir habe, die den Haushalt besorgen kann, ich — ich wollte irgend etwas ergreifen, eine Stelle annehmen."

Wieder sah sie ihn wie um Ermutigung bittend an, aber er schwieg noch immer, und so fuhr sie noch leiser und schüchterner fort:

„Ich habe gehört, daß Sie so viele Verbindungen, einen großen Bekanntenkreis haben — ich bin ganz fremd hier — ohne Empfehlungen nimmt einen niemand — ob Sie mir nicht vielleicht zu einer Stellung als Hausdame in einem Sanatorium oder einer Fremdenpension oder dergleichen verhelfen können?"

Der Geheimrat lächelte mitleidig; er ließ noch einige Augenblicke der Spannung verstreichen, ehe er mit feiner melodischen, weicher Stimme in bedauerndem Tonfall sagte:

„Liebe, verehrte Cousine, ich glaube, Sie sind noch sehr weltfremd, haben immer abseits vom Kampfe des Lebens gestanden — — Ich — ein Mann in meiner Stellung kann nur jemand empfehlen, über dessen Fähigkeiten er absolut orientiert ist, für den er sozusagen die Hand ins Feuer legen kann. Und — ohne selbstredend den geringsten Zweifel an Ihren Talenten ausdrücken zu wollen, ich sehe Sie heute zum ersten Male, Frau Cousine. Kann ich da irgend welche Garantien übernehmen? Nicht wahr, nein? Das müssen Sie doch selbst zugeben. Aber trotzdem — trotzdem natürlich, wenn ich von irgend einer Sache höre, die mir besonders geeignet für Sie erscheint, so will ich selbstverständlich mein Möglichstes tun. Sie entschuldigen, liebe Frau Cousine, mein Amt als Festleiter ruft mich fort. Auf Wiedersehen" — und noch liebenswürdig mit der Hand zurückwinkend, ging er von dannen.

Frau Marie blieb mit dem Gefühl einer tiefen Beschämung zurück. Der Vetter hatte ja vollständig recht mit allem, was er gesagt hatte. Aber ihre Kinder sollten doch einen Nutzen haben von dem Schlinkwitzschen Familiensinn, von dem Familientag, der nur alle zwei Jahre stattfand, ihretwegen durfte sie nicht feige, nicht schüchtern sein.

Und als der joviale Onkel Gustav, der so dröhnend lachen konnte, zu ihr herantrat, nahm sie ihr Herz in beide Hände.

„Nette Kinder haben Sie, Frau Nichte, sind beide dem guten Berthold wie aus dem Gesicht geschnitten. Aber das Töchterchen ist ein bischen blaß, wie 'ne rechte kleine Großstadtpflanze — hohoho" — lachte er.

„Ja, nicht wahr?" sagte Frau Marie lebhaft. „Wir haben bis vor einem Jahre in der kleinen Stadt gelebt, da sah sie ganz anders aus. Die Berliner Luft bekommt ihr nicht, sie ist bleichsüchtig. Der Arzt meinte auch, sie brauche frische Luft und viel Milch."

„Da hat der Mann recht, ist auch das allerbeste," lachte Onkel Gustav vergnügt.

Frau Marie wurde sehr rot und kämpfte einen Augenblick mit sich, dann sagte sie kühn:

„Zu einer Reise für Grete habe ich leider nicht die Mittel, und da wollte ich Sie bitten, Onkel Gustav — Sie sollen ein so großes Haus haben und so gastfreundlich sein — ob Grete Sie in den großen Ferien nicht besuchen könnte. Sie ist so bescheiden und würde sich auch gern nützlich machen —"

Onkel Gustavs gutmütiges, rotes Gesicht wurde noch röter, er sah fast ängstlich zu seiner Frau hinüber, die, lang und dürr und unfreundlich aussehend, neben der Geheimrätin saß, und dann auf seine beiden rundlichen, rotbäckigen, wenig anmutigen Töchter, die gerade neben der großen, hübschen Grete Schlinkwitz standen, gänzlich unbeachtet von dem Leutnant Bernd, der eifrig mit der neuen Cousine sprach. Und er dachte an all die Ermahnungen, die seine Ehehälfte ihm zu ungezählten Malen betreffs des Heranziehens anderer junger Mädchen gegeben.

Er lachte verlegen. „Tja — Frau Nichte, das ist nu so 'ne Sache. Die Leut' denken immer, so'n Gutshaus, das kann sich dehnen wie Gummi — das hat aber auch man bloß seine Grenzen, und wir haben für diesen ganzen Sommer das Haus voll bis unters Dach. Also nichts für unqut, Frau Nichte, vielleicht, daß es doch 'n andermal geht" — und er machte schleunigst, daß er weiterkam.

Und während Frau Marie bedrückt und enttäuscht dasaß, kam ihr Sohn Fritz, setzte sich dicht neben sie und schob seinen Arm in den ihren. Sein hübsches Jungengesicht sah zornig aus, und mit unterdrückter Stimme flüsterte er: „Weißt du, Mutter, ich pfeife auf den ganzen Familientag und auf sämtliche Verwandten. Gesinnungsprotzen sind es, weiter nichts, und wenn man sie bei ihrer Gesinnung packt und ihren Familiensinn festnageln will, dann kneifen sie. Ich hab' ganz höflich und bescheiden den Onkel Wilhelm, der doch auch im Familienrat ist, gefragt, ob er mich nicht in sein Geschäft als Lehrling aufnehmen möchte. Und was gibt er mir zur Antwort? Er stelle keine Verwandten ein, das gäbe bloß Aerger. Netter Onkel das! Na, überhaupt — Mutter, wir wollen nach Hause gehen."

Und das taten sie dann auch, und auf den Familientag hat Frau Marie fortan verzichtet.

Das Stickerei-Fichu sieht aus wie Spitzen. Die neuen Maschinen-Stickerei in Spitzen-Imitation ist außerordentlich elegant und wirksam und gerade jetzt werden solche Stickereien als Verzierung sogar an Kostümen aus Seide benutzt. Das hier abgebildete graziöse Fichu ist aus St. Gallus-Stickerei in einem sehr offenen Muster gemacht, das sehr schön von dem Kleid aus taubengrauer changierender Seide absticht. Fransen von ausgefranster Seide bilden die Kanten der tiefen Manschetten und die breiten Bretellen, über welche das Fichu drapiert ist. Die Samtblume an der Taillenlinie ist aus tiefer Mauve in Farbe und innerhalb des Fichu zeigt sich eine kleine Weste aus Mauve-Net, über Spitzen arrangiert.

Wo Lungenentzündung lauert.

Gefahr unbestimmten Wetters, dichten Gedränges und leeren Magens.

„Die wichtigste Aufgabe für die ärztliche Profession ist derzeit, die große Sterblichkeit durch Lungenentzündung zu vermindern." So spricht sich eine angesehene Fachzeitschrift, das „Journal of the American Medical Association", mit gutem Grunde aus.

Weit entfernt, ein Ende der größten Gefahr von dieser Krankheit zu bringen, führte uns das Ende des Winters vielmehr in eine Saison, in welcher die Sterblichkeit durch dieses Leiden bedenklich zunimmt, — auch abgesehen von besonders ungünstigen Folgen unserer neuerlichen Hochflut- und sonstigen Katastrophen mit ihren für viele Tausende unvermeidlichen Bloßstellungen und anderen bedrohlichen Unzuträglichkeiten! Man hat in den letzten Jahren bei uns immer wieder eine entschiedene Zunahme derartiger Todesfälle in solchen Zeiten beobachtet, — und dies ist umso auffallender, als die Todesfälle durch andere Verseuchungs-Krankheiten abgenommen haben!

Wohl nicht mit Unrecht hat man in neuester Zeit die Lungenentzündung den „Oberkapitän des Sensenmannes" genannt, während man früher der Tuberkulose diesen unheimlichen Rang zuerkannte. Und angesichts der Natur dieser Krankheit und der starken Anspannung für die Herztätigkeit, welche sie mit sich bringt, ist es wahrscheinlich, daß die einzige bedeutende Aussicht auf eine erhebliche Verminderung der Todesfälle dieser Art auf dem Wege der Verhütung der Krankheit winkt. Jedenfalls ist die Hoffnung auf Bewerkstelligung einer Kur durch die Einsicht in das Wesen der Krankheit geringer geworden.

Lungenentzündungsfälle kommen immerhin im kälteren Teil des Jahres am häufigsten vor, — aber offenbar nur insofern, als die Kälte noch in Verbindung mit einem anderen Faktor wirkt. Sie kommen im übrigen zu allen Zeiten des Jahres vor und richten ihre größten Verheerungen nicht in den kälteren Klimaten an. In der Kälte bedeutender Höhen sind sie ziemlich selten, und die arktischen Regionen sind fast vollkommen frei von ihnen.

Mangel an Sonnenlicht begünstigt die Entstehung dieses Leidens entschieden; und ebenso tritt dasselbe gern bei solchen auf, welche dem Staub viel ausgesetzt sind, — außerdem aber bei solchen, welche viele Ausströmungen von den Lungen anderer Personen einzuatmen haben! Alle katarrhalischen Störungen, welche die Luftgänge des Körpers in Mitleidenschaft ziehen, bereiten auch ein Feld für die Einpflanzung des Lungenentzündungskeimes vor. In den beiden letzteren Beziehungen namentlich ist diese Krankheit vorwiegend eine solche des Großstadtlebens und der Ueberfüllung, sei es in Wohnräumen, oder auch bei längerem Aufenthalt an irgendwelchen umschlossenen Stätten dichten Gedränges.

Hierüber hat man in neuerer Zeit viele interessante Tatsachen ermittelt, welche gute Winke für die Verhinderung dieses Leidens oder selbst nur der Entwicklung einer Vorempfänglichkeit für dasselbe enthalten. Es läßt sich auf Grund dieser Ermittlungen folgendes sagen:

Straßenbahnwagen gehören, wenn sie dichtgefüllt sind, zu den gefährlichsten Stätten in vorliegender Beziehung. Besonders Personen im mittleren Alter, namentlich solche über 50 Jahre, sollten, wenn irgendmöglich, dicht gedrängte Menschenhaufen vermeiden, zumal wenn sie ermüdet sind und seit einer Reihe Stunden nichts gegessen haben, und wenn überdies die Witterung unbestimmt ist. Denn dies alles sind Faktoren, welche die Gefahr der Lungenentzündung wesentlich vergrößern oder in ihrer Verbindung überhaupt erst hervorrufen. Das beste ist, in den Stunden größten Gedränges Straßenbahnwagen und sonstige Verkehrsanstalten umschlossener Art überhaupt zu meiden; aber freilich, viele können diesen Rat einfach nicht befolgen, und andere finden das Befolgen zu unbequem für sie! In einer Großstadt zu Fuße nach oder von der Arbeit zu gehen, oder gar spät abends vom Theater aus das gleiche zu tun, das kommt gewiß sehr vielen „spanisch" vor, wenn sie es überhaupt leisten können, sich die Zeit zu nehmen oder die Mühe zu machen!

Immerhin ist es gut, zu wissen, daß die Frage der Vermeidung von Lungenentzündung zu einem sehr großen Teil eine Frage persönlicher Vorsicht ist; und wo immer es angängig ist, sollte man sich vor Kombinationen der genannten Art hüten, da jeder einzelne Fall für die Erhaltung des Lebens wertvoll sein kann. Natürlich sollten mit persönlicher Vorsicht auch die öffentlichen sanitären Maßnahmen Hand in Hand gehen!

— In Krefeld wird die Errichtung einer Diamantschleifschule beabsichtigt. Ein entsprechendes Kapital ist bereits aufgebracht, auch eine Autorität auf diesem Gebiete für die Leitung gewonnen. Die Schule wird ihren Wohnsitz in der Kunstgewerbeschule haben und soll dazu führen, in Krefeld eine Diamantschleifindustrie ins Leben zu rufen.